

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Aus der Heimat - über die Heimat

Albrecht, Karl

Frankfurt a.M. [u.a.], 1908

2. Sagen vom Neuenburger Urwald.

urn:nbn:de:gbv:45:1-7850

seinem Landesherrn verleumdeten. Eine neue Ladung erging an ihn zugleich mit der Aufforderung, einen starken Kämpfer mitzubringen, der nach Friesenart mit dem Kämpfer des Kaisers stritte. Des Kaisers Kämpfer aber war ein großer Löwe, dem man wenig Kost gereicht hatte, um ihn desto grimmiger gegen seinen Feind zu machen. Als nun der Graf mit seinem Sohne im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit im Lager des Kaisers ankam, befahl dieser dem jungen Manne, des Vaters Unschuld durch einen Kampf mit dem wilden Tiere zu erweisen. In schmerzlicher Bestürzung flehte der alte Graf zu Gott, daß er ihm, wie einst dem Abraham, seinen Sohn erhalten möge. Er tat ein Gelübde, zu Ehren der heiligen Jungfrau ein Kloster zu bauen, falls sein Sohn aus dem Rachen des Löwen wunderbarlich sollte errettet werden.

Graf Friedrich aber ging mutvoll in den Kampf und besiegte den Löwen, indem er ihm einen Strohmann vorhielt, auf welchen die Bestie losjprang, worauf er ihr das Schwert in die Seite stieß. Mit offenen Armen empfing der Kaiser den Tapferen, hängte ihm den Kriegsgürtel um und beschenkte ihn mit einem Ringe und verschiedenen Gütern in Westfalen. Graf Huno wurde wieder in seine Grafschaft eingesetzt und von aller Lehnspflicht befreit.

Dank erfüllt begann der Graf jetzt den Bau des Klosters in Rastede und stiftete dabei ein Kollegium von Weltgeistlichen, das er mit reichlichen Gütern bedachte. Dann starb er und wurde mit großer Feierlichkeit im rechten Umgange des Klosters vor dem Altare Johannes' des Täufers begraben. Kranke, die ihn hier zu besuchen kamen, wurden durch Wunder geheilt. Gräfin Willa beschloß ihr Leben in frommen Andachtsübungen und wurde neben ihrem Gatten beigesezt. Ihr Sohn Friedrich vollendete den Bau des Klosters. Er starb im hohen Alter.

2. Sagen vom Neuenburger Urwald.

Poppe. Zwischen Ems und Weser. Oldenburg und Leipzig. 1888.

Der Neuenburger Urwald ist reich an Sagen. So wird über die Entstehung des Urwaldes folgendes erzählt:

Tausend Jahre mag es her sein, da lebte im Neuenburger Schlosse ein Graf, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Eines Tages, als er, der Jagdlust frönend, ein Reh verfolgte, blieben seine Ritter und Knappen hinter ihm zurück. Wo jetzt die Jungfernbrücke ist, konnte das Reh nicht weiter, ermattet und traurig, wie um sein Leben flehend, blickte es den Grafen an. Dieser aber holte schon mit seinem Speere zum tödlichen Wurf aus, aber siehe da, das Reh ist im Nu verschwunden, und an seiner Stelle steht ein Weib in schneeweißem Ge-

wande, schön wie die Sonne. Lange, goldene Haare flossen über den schneeweißen Nacken, und große, himmelblaue Augen schauten den Grafen so treuherzig und bezaubernd an, daß der Speer seiner Hand entsank. In sich gefehrt, träumend und weltvergessend fanden ihn bald die Ritter und Knappen; aber die weiße Frau war verschwunden und nirgends zu finden.

Traurig ritt der Graf heim, aß, trank und schlief nicht, brachte aber den ganzen Tag bei der Brücke zu, wo er vergebens auf das Wiedererscheinen der weißen Frau wartete.

Endlich verschrieb er sich mit Leib und Seele dem Teufel, der ihm dafür die weiße Frau zum Weibe verschaffte. Nur zwei Jahre sollte die glückliche Ehe, der auch ein Prinz entsproß, dauern; alsdann wollte der Teufel, wie es in dem Höllenpakt in aller Form abgemacht war, den Grafen holen. Als die Frist verstrichen war, stellte sich auch pünktlich um Mitternacht der Höllenfürst ein und packte den Grafen am Genick, um mit ihm zur Hölle zu fahren. Vergebens schriem Mutter und Kind, vergebens bat der Graf, ihm nur noch zu einer Aussaat und Ernte Zeit zu geben, erst als auch die Gräfin, die nicht von ihrem geliebten Manne lassen wollte, sich dem Bösen förmlich verschrieb, gewährte er die erbetene Frist.

Aber was half ihnen das! Näher und näher rückte der verhängnisvolle Tag. Traurig und ratlos schlich der Graf umher.

Da begab es sich eines Tages, daß er auf dem Felde einen pflügenden Bauern antraf. „Was willst du dort säen?“ fragte der Graf. „Eicheln,“ antwortete der Bauer. „Was?“ sagte der Graf, „wann gedenkst du denn davon zu ernten?“ „Ja, sehen Sie, Herr Graf,“ erwiderte der Bauer, „ich für meine Person habe zwar genug, aber ich muß auch für meine Kinder und Kindeskinde sorgen. Wenn nun zu einer Bauernstelle ein ordentlicher Busch gehört, dann ist der Grunderbe geborgen. Handelt es sich dann um die Abfindung der abgehenden Kinder, so wird nur ein Teil Eichen umgeschlagen und verkauft, und die Summe ist zur Stelle, ohne daß der Grunderbe etwas davon merkt. Darum säet ein echter Bauer, der für seine Stelle sorgt, Eicheln.“

Köstlich! dachte der Graf; was man nicht alles von einem Bauern lernen kann! Jetzt werde ich schon mit dem Bösen fertig werden!

Andern Tages mußten alle Bauern sämtliche gräfliche Ländereien im Hofdienst umpflügen und mit Eicheln besäen.

Als nun am bestimmten Tage der Schwarze wieder kam, um den Grafen und seine Frau beim Worte zu nehmen, lachte ihm dieser ins Gesicht und sagte: „Oho, so haben wir nicht gewettet! Ich habe nur Eicheln ausgesäet, und die sind erst eben angekommen und noch lange

nicht reif.“ Verblüfft stand der betrogene Teufel da und ergab sich in die Rolle des Fuchses, dem die Trauben zu hoch hängen.

„An einem Grafen ist mir nichts gelegen,“ polterte er. „Ich habe von der Sorte bereits genug in der Hölle. Geh denn meinetwegen frei aus, deine schöne Frau wird dir die Hölle schon heiß genug machen.“

Fort fauste er durch die Luft, und ein langer Feuerstrom, gleich einem Kometenschweife, folgte ihm. Der Graf lebte mit seiner holdseligen Frau noch manches Jahr froh und glücklich im Neuenburger Busch, den er gesäet hatte. Als sie endlich starben, konnten sie weder in den Himmel noch in die Hölle kommen und müssen nun solange im Walde umgehen, als er steht. Wohl mancher hat nachts im Mondenschein die weiße Frau bei der Jungfernbrücke gesehen, und den Grafen kann man in stürmischer Nacht als wilden Jäger durch den Wald jagen hören.

In neuerer Zeit spielt folgende Sage:

Von Bockhorn nach Neuenburg führt ein einsamer Waldpfad. Geht man diesem Wege nach, so kommt man bald an eine Brücke, wo es nicht ganz geheuer ist. In mond hellen Nächten tanzen hier die Waldjungfrauen, und die Brücke heißt deshalb die Jungfernbrücke. Nun geschah es einmal, daß um Mitternacht ein vorwitziger Bursche, soeben von einem fröhlichen Gelage kommend, des Weges wanderte. In übermütiger Weinlaune unterfängt er sich, die Nymphen zu necken und herauszufordern. „Heraus, ihr Jungfern,“ ruft er, „euer Waldgott ist hier!“ — Keine Nymphe erscheint; da untersteht er sich gar zu pfeifen, daß es laut durch den Wald gelst. Auf einmal erhebt sich ein unheimliches Brausen in den Eichenwipfeln, drei Nymphen, in weiße Nebelschleier gehüllt, umkreisen ihn, ziehen auch ihn in den schwindelnden Wirbel des Tanzes, versetzen ihm endlich eine derbe Ohrfeige und verschwinden darauf sichernd im Gebüsch. Dem Burschen gruselt's, und ohne zu wissen wohin, wankt er fort. Aber wunderbar, alles erscheint ihm jetzt verdreht und vertauscht. Wenn er der Nase nachgehn will, so strauchelt er, bald wollen die Beine, bald will der Kopf nicht mit fort. Auf gut Glück geht er vorwärts, bis er endlich erstaunt vor dem noch erhellten Wirtshause anlangt, das er vor einer Weile verlassen hat. Mit vieler Mühe findet er die Treppe hinauf in die Gaststube, wo seine lustigen Genossen noch zechend um den Tisch sitzen. Als sie ihn erblicken, fahren sie erschrocken zurück; denn sein Kopf sitzt verkehrt auf dem Rumpfe, das Gesicht rückwärts gewandt. Nachdem sich der erste Schreck gelegt, dringen sie mit Fragen in ihn, und er erzählt sein Abenteuer. Nach langem Beraten und Sinnen kommt man auf den Einfall, der Arme müsse da Heilung suchen, wo er den

Schaden geholt. Zwar sträubt sich anfangs der Unglückliche, den Weg nach der Brücke noch einmal zu machen, nach vielem Zureden faßt er sich jedoch ein Herz und geht fort. Als er bei der Brücke angekommen ist, ruft er mit verstellter Stimme dieselben Worte wie vorhin. Nicht lange währt es, und die Jungfrauen umschweben ihn wieder, reißen ihn in ihren Wirbel, daß ihm Hören und Sehen vergeht, versetzen ihm schließlich eine Ohrfeige und schlagen sich mit Lachen seitwärts in die Büsche.

Wunderbar erleichtert, wenn auch mit singenden Ohren, kommt der Bursche zu seinen Kumpanen zurück, die ihn mit lautem Jubel umringen, denn die nochmalige Ohrfeige hatte alles wieder ins Gleiche gebracht, die Nase saß ihm wieder nach vorn gewandt.

3. Hude.

Drittes Bremer Lesebuch. B. 5. Aufl. Bremen, 1885.

Hude liegt auf einem Vorsprung der Geest, traulich versteckt im Grün der hohen Tannen, Eichen und Buchen. Zu Hude befinden sich die malerischen Ruinen eines ehemals berühmten Zisterzienser-Mönchsklosters, das um das Jahr 1236 gegründet und 1536 und 1538 vom Bischof Franz von Münster zerstört wurde. Von dem mächtigen Klostergebäude selbst, das einst 300 Mönchszellen hatte, ist keine Spur übrig als ein Teil des alten Kellers und darüber das Küchengebäude, jetzt in ein Wirtshaus verwandelt. Von der gotischen Kirche sind indes noch schöne, bedeutende Reste erhalten. In einem Winkel des wunderschönen, waldigen Parks ragen die hohen, roten Trümmer aus dunklem Tannengrün empor, reich umbuscht und hier und dort prächtig mit üppigem Efeu bewachsen. Die meisten Mauern sind leider eingestürzt, so daß man nur mit Mühe den Grundriß der Kirche herausfindet. Überall liegen unförmliche, mächtige Mauerstücke; hohe Tannen haben sie mit ihren Wurzeln umkrallt, selbst mitten im Schiffe der Kirche heben sie hoch ihre dunkeln Wipfel empor, ringsum kühles, ernstes Gedämmert verbreitend. Eine Tanne ist umgesunken, so daß sie von einem Steinblock zum andern eine grüne Brücke bildet, während sie mit ihrer Krone doch wieder emporwächst. Den ganzen trümmerbesäeten Boden überzieht eine reiche Pflanzendecke; hier und dort stehen tiefgrüne Schattenpflanzen; manch einsame Waldblume schlägt vom Moosgrunde ihr schönes Auge zum Himmel auf, und wo der Sonnenschein länger ruhen kann, leuchtet die purpurne Erdbeere auf grünem Polster. Es ist ein rechter Ort zum stillen Träumen und Dichten.

Das Hauptstück der Ruine ist eine wohlerhaltene Pfeilerreihe, die noch ihre ganze mächtige Mauerfläche trägt und die Scheidung zwischen